

Gossner

INFO



AN DER SEITE DER ARMEN

Jubiläen in Amgaon und Nepal

MYANMAR

Der Zukunft entgegen

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

in dieser Ausgabe begehen wir zwei Jubiläen, die eigentlich gar keine sind. Ihr 60-jähriges Bestehen feierte im Februar die kleine Klinik in Amgaon, und ihr 60. Jubiläum feierte ebenso die Vereinigte Nepalmission, die UMN.

Als Amgaon gegründet wurde, wunderten sich selbst die Menschen in Indien, dass die Gossner Kirche ausgerechnet an diesem unzugänglichen, heißen Ort ein Krankenhaus erbauen wollte. „Das Klima ist mörderisch, die Gegend trostlos“, schrieb Missionar Helmuth Borutta damals nach Hause. Um so wichtiger war es, dass das „Dschungelkrankenhaus Amgaon“ den Menschen in dieser Region endlich Hilfe brachte.

Und Nepal? Völlig isoliert und von der Außenwelt abgeschnitten war das Land, als der britische Ornithologe Robert Fleming Anfang der 50er von Indien aus eine Exkursion über die Berge unternahm – und fassungslos vor all dem Elend stand, das ihm in dem kleinen Königreich begegnete. Sein Entschluss, hier zu helfen, stand schnell fest – es war die Geburtsstunde der Vereinigten Nepalmission. Seitdem hat sich vieles zum Besseren verändert, in Nepal und auch im kleinen Amgaon. Anlass genug also, auch solche „krummen Jubiläen“ würdig zu begehen.

Und doch: Noch immer leben in diesen Regionen Menschen in Armut, ohne Perspektive, ohne Zukunft. Die Gossner Mission bleibt an ihrer Seite. Und ist dafür auf Ihre Unterstützung angewiesen.

Blicken Sie mit uns diesmal aber auch in „ungewohnte“ Länder. In dieser Ausgabe reisen wir nach Korea und nach Myanmar – und laden Sie ein, uns dabei zu begleiten.



Einen schönen Sommer wünscht Ihnen Ihre

Jutta Klimmt

Presse- und Öffentlichkeitsreferentin

INDIEN

60 Jahre Amgaon:

Gute Aussichten	6
„Das Klima ist mörderisch ...“	8

NEPAL

UMN: Die soziale Barriere durchbrechen 12

SAMBIA

Naluyanda: Vierte Schule rüstet sich 14

Als Gesundheitspfleger in Sambia:
Ein Traum wird wahr 16

WELTWEITE ÖKUMENE

Warum gibt es so viele Missionswerke? 19

Korea: 10. ÖRK-Vollversammlung 20

Myanmar: Der Zukunft entgegen 22



DEUTSCHLAND

Ausstellung: Kirche im Wohnwagen 28

EDITORIAL 2

ANDACHT 3

IDEEN & AKTIONEN 4 & 26

ZUGUTERLETZT 30

IMPRESSUM 31

PROJEKT 32

Sind wir bereit?

**Seid herzlich begrüßt aus Indien!
Yeshu sahay!**

Ich möchte heute über Psalm 100 nachdenken und versuchen, Gottes Verbindung zu uns im Zusammenhang dieses Psalms zu verstehen.

“1. Make a joyful noise to the lord, all the earth! 2. Serve the Lord with gladness! Come into his presence with singing! 3. Know that the Lord, he is God! It is he, who made us, and we are his; we are his people, and the sheep of his pasture. 4. Enter his gates with thanksgiving and his courts with praise! Give thanks to him; bless his name! 5. for the lord is good; his steadfast love endures forever and his faithfulness to all generations.”

„Jauchzet dem Herrn, alle Welt! Dient dem Herrn mit Freuden; kommt vor sein Angesicht mit Frohlocken! Erkennt, dass der Herr Gott ist! Er hat uns gemacht, und nicht wir selbst, zu seinem Volk und zu Schafen seiner Weide. Geht zu seinen Toren ein mit Danken, zu seinen Vorhöfen mit Loben; danket ihm, lobet seinen Namen! Denn der Herr ist freundlich, und seine Gnade währet ewig und seine Wahrheit für und für.“

Es ist eine Aufforderung an alle Nationen, den allmächtigen Gott zu loben und zu preisen. Zu loben und zu preisen mit Freude. Gott ist allmächtig, er hat uns geschaffen, und wir gehören alle zu ihm. Wir sind sein Volk und seine Schafe.

Gott ruft uns, in seine Tore einzutreten. Was für ein gesegneter Aufruf! Gott selbst lädt uns ein in seine Höfe. Weil er uns liebt. Er sorgt immer für uns und möchte, dass wir immer in seiner Nähe bleiben. Was für ein schöner Augenblick wird das sein, wenn wir alle in seinen Hof eintreten, wir alle ihn preisen und wir dem Herrn laut zujubeln.

Gott ist gut und sein Erbarmen ist immer mit uns und seine Treue gilt allen Generationen. Unser Leben ist nicht sicher. Wir wissen nicht, was morgen in unserem Leben geschehen wird, und wir wissen nicht einmal, was der heutige Tag bringt. Aber Gott ist unser Schöpfer, und wir sind sein Volk. Er weiß alles über unser Leben.

Heute, morgen und alle Zeit hält er uns in seinen Händen.

Er bittet uns einfach, in sein Haus einzutreten. Und sein Haus ist in unserem Herzen, unserer Familie und unserer Kirche. Das bedeutet, er will, dass wir ihn zu jeder Zeit loben. Gott möchte, dass wir ihn mit unserem Leben anbeten. und dafür segnet er uns mit der Gabe des Heiligen Geistes, so wie er es uns zugesagt hat.

Darüber hinaus segnet uns Gott mit vielen Talenten, wie der Stimme, der Fähigkeit ein Instrument zu spielen, zu sprechen, hart zu arbeiten. Wir können uns selbst entscheiden: Mit all diesen Talenten können wir ihn preisen – oder wir nutzen diese Talente nur für uns selbst. Wir sollten uns daran erinnern: Gott ist unser Schöpfer und er hat Macht über uns, aber er ist niemals unbarmherzig. Er hält uns immer in seinen Händen und schützt uns.

Jetzt ist es an uns, unserem Herrn zu jeder Zeit mit Liebe und Vertrauen zu antworten. Aber preisen wir ihn und ehren ihn heute? Sind wir von Herzen dankbar oder von unserem Alltag gefangen? Denken wir an unseren Herrn in unserem vollen Terminplan?

Heute lädt er uns ein in seine Vorhöfe. Bist du bereit? Sind wir bereit?

Alice Ddungu
ist Lehrerin
in Ranchi/Indien.



IDEEN & AKTIONEN

— BENEFIZKONZERT

Beethoven für die Bethlehemskirche

Für den Erhalt der **Lichtinstallation auf dem Bethlehemkirchplatz** in Berlin setzt sich die Gossner Mission seit langem ein. Nun ist ein **Benefizkonzert** geplant: Am Sonntag, 25. Mai, 20 Uhr, spielt der bekannte amerikanische Pianist Soheil Nasserri im **Kammermusiksaal der Philharmonie** Werke von Beethoven, Hersch, Schubert und Schumann. Die Lichtinstallation des spanischen Künstlers Juan Garaizabal lässt die frühere Bethlehemskirche, die **Predigtkirche des Missionsgründers Johannes Evangelista Goßner**, auf luftige Weise wieder erstehen.



Das Konzert steht unter der **Schirmherrschaft** von Pablo García-Berdoy, Botschafter von Spanien, Dr. Rudolf Jindrák, Botschafter der Tschechischen Republik, sowie des Bezirksbürgermeisters von Berlin-Mitte, Dr. Christian Hanke.



Foto: Jutta Klimmt

— ÖKUMENISCHE BOTSCHAFTER

Was macht ein sambischer Tischler in Bochum?

„**Ökumenische Botschafter**“: So heißt ein spannendes Programm, das die Gossner Mission im Herbst 2014 erstmals umsetzen will. Dabei sollen Inlands- und Auslandsarbeit miteinander verknüpft werden. Aus jedem der Gossner-Partnerländer reisen Teilnehmer/innen an, die sechs Wochen lang ein Praktikum in einem deutschen Betrieb absolvieren werden.

Die Gäste kommen als ökumenische Botschafter ihrer jeweiligen Gesellschaften und Kulturen und somit auch anderer religiöser Vorstellungen und Praktiken. Sie wollen in den Kleinbetrieben, in denen sie mitarbeiten, über Lebensweise, Denk- und Wertekategorien **ins Gespräch kommen** – und vielleicht bei ihren deutschen Arbeitskolleg/innen ein Nachdenken auslösen. Die tägliche Begegnung über sechs Wochen hinweg soll diese neugierig machen, mehr über die Lebensumstände in der Ferne zu erfahren. Bei den Gästen wiederum wird sich der Blick auf die europäische Gesellschaft sicherlich verändern.

Erwartet werden am **24. September** zu diesem Programm: ein Metallbauer aus Indien, ein Tischler aus Sambia, Erzieherinnen aus Sambia und Uganda sowie Gäste aus Nepal, Simbabwe und Togo, die in Solar-, Küchen- und anderen Betrieben mitarbeiten werden. Dankenswerterweise haben sich auf die Gossner-Anfrage hin Einrichtungen, Mentoren und Gastgeber von Bremen bis Bochum gemeldet, die die Gäste aufnehmen werden. Der Einsatz endet im November mit einem Auswertungsseminar. (Foto: Handwerker in Lusaka)

— SAMBIA

Mable Sichal folgt auf Alice Mulenga



Als im November 2013 die Leiterin des Community Development Departments der Partnerkirche in Sambia, **Alice Mulenga**, unerwartet im Alter von 50 Jahren starb, war die Trauer in der **United Church of Zambia (UCZ)** und in der Gossner Mission groß. Wenige Monate vorher erst, zum Kirchentag in Hamburg, war Alice Mulenga zum Besuch in Deutschland gewesen. Viele hatten sie in Begegnungen und Gesprächen, in Predigt und Bibelarbeit, kennen und schätzen gelernt.

Nun ist eine Nachfolgerin gefunden: **Mable Sichali** (Foto) ist Diakonin ihrer Kirche. Im Jahr 2010/11 gehörte sie zur ersten Gruppe von Diakoninnen, die mit Gossner-Unterstützung zu einer Fortbildung nach Südafrika entsandt wurden. Die Teilnahme habe ihr geholfen, sich in der männerdominierten Umgebung zu behaupten, so Mable Sichali.

WIR GEBEN IHRER SPENDE EIN GESICHT



Sobita kann wieder lachen

Plötzlich wollte Sobita nichts mehr essen. Sie hustete und wurde immer schwächer. Schließlich brachte ihr Vater sie ins Hospital. Vier Tage war er in den Bergen unterwegs, das Mädchen auf dem Rücken tragend. Als er im **Missionshospital Chaurjahari** ankam, wog die Zehnjährige nur noch 19 Kilo. Die Diagnose stand schnell fest: **Tuberkulose**. Doch schon nach einer Woche konnte die traurige Sobita wieder lachen; nach drei Wochen durfte sie nach Hause zurückkehren. **Ohne die Behandlung in Chaurjahari wäre sie gestorben.**

In den Bergen Nepals erkrankten viele Menschen infolge von Mangel- und Unterernährung sowie mangelnder Hygiene an Tuberkulose. Dank Ihrer Spende kann das Hospital die Erkrankten behandeln – und zudem viele Menschen zu Informationsveranstaltungen zum Thema Hygiene einladen. Damit Tuberkulose gar nicht erst entsteht. **Das Hospital hilft. Helfen Sie mit.**

— NEPAL

Elke Mascher erneut im Einsatz

Immer unterwegs für den guten Zweck: **Elke Mascher**, Ärztin im Ruhestand und für die Gossner Mission schon etliche Male im Missionshospital



Chaurjahari/Nepal im Einsatz, hielt sich im April auf Einladung des Lippischen Freundeskreises der Gossner Mission zu Vorträgen in Lippe auf. Thema ihres Referates: **Hoffungszeichen in Nepal**. „Im Land hat sich in den vergangenen Jahren einiges verändert, und in der Region Chaurjahari sind – ausgehend vom Krankenhaus – so viele neue Aufbrüche erkennbar, dass man wirklich von Hoffungszeichen reden kann“, blickt die Ärztin aus Filderstadt nach vorn. Im Sommer wird sie erneut für drei Monate nach Chaurjahari reisen.

i **Unser Spendenkonto:**
Gossner Mission, EDG
Kiel, BLZ 210 602 37,
Konto 139 300. IBAN: DE71
2106 0237 0000 1393 00,
BIC: GENO DEF1 EDG.
Kennwort:
Hospital Nepal

Gute Aussichten

Hospital Amgaon feiert Jubiläum und blickt zuversichtlich nach vorn

Das „Sister-Ilse-Martin-Hospital“ in Amgaon hat in den 60 Jahren seines Bestehens den Menschen in der Region unschätzbare Dienste geleistet. Vor wenigen Wochen hat es – trotz zuletzt unruhiger Zeiten – Jubiläum gefeiert. Für die Gossner Mission nahm ihr Vorsitzender Harald Lehmann an den Feierlichkeiten teil. Wir sprachen mit ihm.

? Das Hospital Amgaon hat im Februar sein 60-jähriges Bestehen begangen. Welchen Stellenwert hat das Hospital heute für seinen Träger, die Gossner Kirche, und für die Menschen in der Region?



Gossner-Vorsitzender Harald Lehmann mit Ärztin Dr. Abha Lugun und Dr. Ulrich Rustemeier (v. links).

Harald Lehmann: Für die GELC, die Gossner Evangelical Lutheran Church in Chotanagpur and Assam, wie sie mit vollem Namen heißt, hat das Hospital nicht nur wegen seiner langen Tradition eine besondere Bedeutung. Es ist das einzige richtige Krankenhaus in Trägerschaft der Gossner Kirche. Es zu unterhalten und Personal zu finden, das kostet viel Energie und auch finanzielle Anstrengungen, die der Kirche nicht leicht fallen. Bei den zweitägigen Feierlichkeiten unter Beteiligung vieler Menschen, die aus zahlrei-



chen Gemeinden von Nah und Fern kamen, konnte man aber spüren, wie groß die Freude über die Existenz von Amgaon ist. Das belegten auch der beeindruckende Festgottesdienst und die immer wieder von Beifall unterbrochenen Reden der Verantwortlichen beim Festakt, die sich allesamt für eine Fortsetzung der Arbeit aussprachen.

? In den vergangenen Jahren gab es immer wieder Negativmeldungen aus Amgaon, die finanzielle und persönliche Situation vor Ort betreffend. Wie stellt sich die Lage heute dar?

Harald Lehmann: Das Krankenhaus hat ohne Zweifel Renovierungsbedarf. Einige Geräte wie die Röntgenapparatur und das Ultraschallgerät sind einsatzfähig und entsprechen auch unseren Standards. Aber der Gebäudekomplex insgesamt ist in die Jahre gekommen. Notdürftig ausgebesserte Risse durchziehen manche Wand, und die Patientenzimmer könnten neues Mobiliar vertragen. Die Kirche ist sich dessen bewusst, und ein Planungsstab arbeitet sehr intensiv an einer Perspektive für Amgaon, die ihm seine Bedeutung als ärztliches Zentrum für die Menschen in der Region belässt, die Zahl der Betten aber reduziert. Man strebt auch die Kooperation mit einem größeren Hospital in staatlicher Trägerschaft in der



Wichtige Anlaufstelle: Zahlreiche Menschen aus Nah und Fern nahmen an den Feierlichkeiten in Amgaon teil. Fotos: Harald Lehmann

Nähe an. Die Menschen, die in Amgaon Hilfe suchen, würden dann vor Ort ein breit gefächertes medizinisches Angebot vorfinden, bei Komplikationen aber überführt werden.

? Sie wurden von Dr. Ulrich Rustemeier begleitet, einem Arzt aus Bochum. Wie hat er Amgaon empfunden?

Harald Lehmann: Ulrich Rustemeier ist ein langjähriger persönlicher Freund, Facharzt für Lungenheilkunde und Allergologie. Er war noch nie vorher in Indien oder einem vergleichbaren Land, und für ihn brachte die Reise insgesamt viel Neues. Besonders beeindruckt haben ihn die Freundlichkeit und Gastfreundschaft aller Menschen, die uns begegneten. Er hat rasch gemerkt, dass die Lebensumstände in den Bundesstaaten Jharkhand und Odisha (früher Orissa) nicht mit denen in Europa vergleichbar sind und dass das auch für den Bereich der Medizin gilt. In Amgaon ist ihm besonders bewusst geworden, wie wichtig für die Menschen in der Region eine solche Anlaufstelle ist. Im fachlichen Gespräch mit der Ärztin vor Ort und in der Begutachtung der Ausstattung des Krankenhauses war er eine große Hilfe.

? Seit Dr. Abha Lugun vor Ort ist, seit Anfang 2013, ist ein deutlicher Aufschwung erkennbar. Wie beurteilen Sie

die Anstrengungen der jungen Ärztin? Und wie die Zukunftschancen des Krankenhauses?

Harald Lehmann: Mein Eindruck war, dass die entscheidende Zukunftsfrage beantwortet ist, nämlich die nach einer verlässlichen, engagierten und akzeptierten ärztlichen Leitung, die mit Dr. Abha Lugun gefunden wurde. So, wie ich sie erlebt habe und nach allen Gesprächen mit den Verantwortlichen erscheint mir Frau Dr. Lugun als ein echter Glücksgriff. Sie hat sich mit ihrer Familie auf diesen abgelegenen Platz eingelassen, spricht die Sprache der Menschen vor Ort und strahlt zugleich Ruhe und Herzlichkeit aus. Für sie als engagierte Christin ist der Einsatz für die Armen das Hauptmotiv sowohl für ihre Berufswahl als auch für die Wahl ihres Arbeitsplatzes. Denn auch in Indien gibt es für Ärzte attraktivere und deutlich besser bezahlte Orte. Mit dem sich abzeichnenden realistischen Konzept, mit einem überschaubaren und machbaren finanziellen Engagement und einer hervorragenden ärztlichen Leitung hat das Ilse-Martin-Hospital in Amgaon gute Aussichten auf viele weitere Jahre im Dienste für die Menschen. ■



Mit dem Vorsitzenden Harald Lehmann sprach Öffentlichkeitsreferentin **Jutta Klimmt**.

„Das Klima ist mörderisch, die Gegend trostlos ...“

Hospital Amgaon: ein Rückblick auf die Anfänge

Amgaon – dieses Wort ist den Gossner-Freunden ein Begriff. Das „Dschungelkrankenhaus“, wie es früher gern genannt wurde, wurde unter widrigen Bedingungen aufgebaut und geführt – und konnte so vielen Menschen so viel Gutes tun! Aus Anlass des 60-jährigen Bestehens blicken wir zurück auf die Anfänge und lassen einen Zeitgenossen zu Wort kommen. Wir zitieren auszugsweise aus einer Broschüre des Gossner-Missionars Helmuth Borutta, die er „allen Mitarbeitern des Hospitals“ widmete:

„Oft bin ich gefragt worden, aus welchen Gründen das Hospital Amgaon in solch einer trostlosen und überaus armen Gegend gebaut wurde. Das Klima dort ist mörderisch. Die Temperatur höllisch heiß. Nachts fällt das Thermometer nicht unter 37 Grad. Tagsüber steigt es im Schatten bis auf 44 Grad und darüber. Alle Mitarbeiter, ob Inder oder Europäer, sie leiden alle in Amgaon! Ein erholsamer Schlaf ist während der heißen Zeit von April bis September im Haus nicht zu finden. In solchen Zeiten ziehen es die Bewohner des Hospitals vor, draußen zu schlafen. Sie achten nicht der Gefahren, die ihnen von Schlangen, Bären oder gar dem Tiger drohen. Das Klima in Amgaon hat es in sich.

Zudem ist die Verkehrslage des Ortes extrem ungünstig. In der heißen und trockenen Jahreszeit ist Amgaon nur auf langen und staubigen Landwegen zu erreichen. Diese Straßen sind zum großen Teil von den hohen Rädern

der Ochsenkarren mit tiefen Fahrrielen versehen. Besonders problematisch ist das Reisen in der Regenzeit. Amgaon ist auf der einen Seite vom großen Fluss



der Brahmani begrenzt. Auf der anderen Seite kreuzen viele kleine Bäche den Weg der Landstraße. Diese kleinen, unscheinbaren Bäche werden in der Regenzeit zu Flüssen und Flüsse werden zu reißenden Strömen. In der Regenzeit gibt es nur zwei Möglichkeiten: das Reisen ganz einstellen oder – wenn man von den Fluten überrascht wird, und wenn es vier Tage dauert, bis sich die Fluten verzogen haben – schlecht und recht im Auto auszuhalten.

Wehe, wenn der Fahrer die Durchfahrt zu früh wagt. Bleibt er im Fluss stecken, dann geht es nicht mehr vorwärts noch rückwärts. Er hat Glück, wenn die Fluten ihn nicht mitreißen. Manche Fahrt gleicht einem Lotteriespiel. Solch ein Gebiet, von Flüssen umgeben, grenzt die wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung Amgaons ein.

(...) Die ungünstige Lage von Amgaon erfordert von allen Mitarbeitern im Hospital eine gründliche Planung, was Medikamente und Verpflegung anbe-

Grundsteinlegung
1954.





langt; denn in Amgaon gibt es kein Geschäft, auch keinen Laden, aus dem man schnell etwas holen könnte. Die Landbevölkerung kauft die notwendigen Waren oder einfachen Gebrauchsgegenstände auf den verschiedenen Basaren. Eine schnelle Verbindung zur „Außenwelt“ gibt es in Amgaon wahrlich nicht.

(...) Am 30. Juli 1953, in der äußerst ungünstigen Regenzeit, fuhren der Präsident der Gossner Kirche, Joel Lakra,

sowie Schwester Ilse Martin, Missionar Klimkeit und Missionar Dr. Günter Schulz nach Deoghar, der Hauptstadt von Bamra. Ihre Absicht war, den Kaufvertrag für das Grundstück in Amgaon unter Dach und Fach zu bringen. Zuerst ging es mit dem Omnibus von Ranchi nach Chakradharpur. Diese Fahrt dauerte ungefähr sechs Stunden. Im alten, schon halb

verfallenen Missionshaus konnten die Reisenden übernachten. Am nächsten Tag ging es mit der Kalkutta-Bombay-Eisenbahn in einer fünfständigen Fahrt nach Bamra. In einer Omnibusfahrt nach etlichen Stunden kamen sie in Deoghar an. Das war der zweite Reisetag. Am Ziel in Amgaon waren sie damit nicht ...

(...) Die endgültige Eigentumserklärung wurde der Gossner Kirche dann später übergeben. Die Regierung legte

Das Krankenhaus braucht Wasser und Beleuchtung: Beides ist nur mit viel Aufwand realisierbar.

auch den Steuersatz fest. Pro Jahr hat die Kirche für das gesamte Grundstück 36,6 Rupien zu zahlen. Den Antrag der Kirche auf Steuererlass lehnte die Regierung ab. Mit der Unterzeichnung des Kaufvertrages stand die Gossner Kirche in der Pflicht, das Abkommen zu erfüllen, d. h. das Hospital mit einer Schule zu bauen und zu unterhalten. Mit eigenen Mitteln alles zu finanzieren, war die Kirche nicht in der Lage; sie war auf substantielle Hilfe angewiesen. Die Gossner Mission erklärte sich bereit, für die notwendige Finanzierung aufzukommen.

Als Missionar Klimkeit, der erste Baumeister von Amgaon, dorthin kam, hatte er keine Bleibe. Sein Zelt mitten im Dschungel war Wohnhaus und „Büro“ zugleich. Von hier aus führte er seine Arbeit. Er suchte Bauarbeiter, Maurer und Hilfsarbeiter, Frauen und Männer. Für seine Arbeit war eine Bedingung unerlässlich. Der „Baumeister“ musste Fachmann sein. Diesen Beruf hatte er gelernt, vor seinem Eintritt in das Missionsseminar. Bruder Klimkeit ist der Mann, der den Grund für das Hospital gelegt hat. Ohne ihn hätte kein Arzt, keine noch so tüchtige Schwester und auch ich nicht als sein Nachfolger im Aufbau des Hospitals etwas leisten können.

Dem Aufbauplan entsprechend, sollte zunächst ein Krankenhaus fertigge-



Unfassbar, dass eine einzige Frau in einem Dschungel voller wilder Tiere, unter primitiven Lebensverhältnissen nun schon jahrelang ihren aufreibenden Dienst tut, unter Kranken und Sterbenden, Waisenkindern und Aussätzigen.

Dr. Arndt Bischoff,
Arzt in Amgaon 1957 bis 1959

stellt werden. Dieser Plan wurde auf Wunsch von Schwester Ilse, die in Ranchi wartete, um recht bald in Amgaon mit der Arbeit zu beginnen, zurückgestellt. Die Änderung des Planes war berechtigt, da ein Arzt in nächster Zukunft



nicht zu erwarten war. Schwester Ilse aber war schon drei Jahre in Ranchi. Für ihre Übersiedlung nach Amgaon musste schnellstens eine Wohn- und Arbeitsmöglichkeit geschaffen werden.

Mir wurde die Aufgabe zuteil, Schwester Ilse von Ranchi nach Amgaon zu bringen. Das war kein leichtes Unternehmen. Es waren ungefähr 300 Kilometer zu fahren. Raummäßig fasste

die Caravan das gesamte Gepäck, doch gewichtsmäßig war die Last zu schwer. So wurde der Wagen überladen. Es war ein Wagnis. Wir schafften 180 Kilometer. Aber dann durch den Dschungel, die schlechten Straßen, die Hitze, dazu die schwere Last. Das war zu viel. Mitten im Urwald die erste Reifenpanne.

Nach dem Reifenwechsel ging es langsam weiter, um die Reifen zu schonen. Aber dann geschah es. Amgaon war in Sicht. Es platzte der Reifen. Wir lagen fest. Aus Amgaon wurden vier schwere Ochsenwagen geholt. Sie übernahmen



Bitte beachten Sie unseren

Spendenaufruf
auf der Rückseite.



Dazu kamen verschiedene Hilferufe von den Dörfern, von Patienten, die nicht mehr transportiert werden konnten.

Im Jahr 1955 – es war das erste Jahr in Amgaon – hat Schwester Ilse 17.600 Patienten behandelt. Darunter waren nur 50 Christen. Dieser Dienst war Missionsdienst. Diese Menschen hatten durch die Boten Christi Gottes Liebe und Freundlichkeit erfahren.

Es war jedoch schwer für Schwester Ilse, die herbeiströmenden Kranken zu behandeln. Von früh bis spät wurde die Schwester „bestürmt“. Jeder wollte, dass ihm geholfen werde. In jener Zeit war ich mit dem Aufbau von Amgaon tätig. Die Schwester war zu bewundern: Obwohl sie von vielen bedrängt wurde, verlor sie nicht die Ruhe. Keiner wurde abgewiesen. Für jeden Bittsteller hatte sie ein freundliches Wort. Ich fragte mich oft: Wie lange wird sie das bei der vielen Arbeit aushalten?

(...) Schließlich konnte ich am 26. Februar 1957 Dr. Bischoff mit seiner Frau nach Amgaon bringen. Und Schwester Ilse war überglücklich, nach so einem langen Warten „ihren ersten Chef“ zu begrüßen.

Der Arzt war tief beeindruckt. In seinem ersten Bericht nach Berlin schreibt er: „Dienende Schwester – wer denkt bei uns in diesem Zusammenhang nicht auch an Schwester Ilse? Es will mir noch immer unfasslich erscheinen, dass eine weibliche Person als einzige Weiße in einem Dschungel voller wilder Tiere, unter primitiven Lebensverhältnissen nun schon jahrelang ihren aufreibenden Dienst unter Kranken und Sterbenden, Waisenkindern und durch Aussatz Verstümmelten tut und dabei noch nachts in fremde Hütten geht, wenn man ihre Hilfe begehrt. Es ist ein eigenartiges Gefühl, wenn man als Arzt erkennt, dass eine einfache Schwester (sie ist eine Schwester aus dem Elisabeth-Krankenhaus Berlin mit einer zusätzlichen Ausbildung als Hebamme in England) die Seele eines Werkes ist bei unserem Hospital Amgaon, das ohne sie so jedenfalls nicht weitergeführt werden könnte.“ ■

Nach Hunderten von Kilometern, die sie zu Fuß oder per Rad zu den Patienten zurückgelegt hat, freut sich Schwester Ilse über ihre Lambretta.

das Gepäck und brachten es zu dem Haus, in dem Schwester Ilse vorübergehend arbeiten und wohnen sollte.

Diese Radpanne war einerseits unangenehm. Auf der anderen Seite hatte es für die Arbeit der Schwester eine sehr positive Wirkung. Die Leute, die das miterlebt hatten, erzählten es weiter auf den Straßen, in den Dörfern und auf den Basaren: „Die langersehnte deutsche Schwester ist in Amgaon angekommen!“ Das war der 18. Januar 1955. Schwester Ilse zog ein, und am nächsten Tag kamen die Patienten. Und jeden Tag wurden es mehr. Auf dem früher so stillen Platz entwickelte sich ein reges Leben.

Schwester Ilses Ruf als gute „Ärztin“ zog wie ein Magnet die Patienten von nah und fern an. Sie hatte viel zu tun, vom frühen Morgen bis in den späten Abend hinein. Und die ganze Arbeit musste sie so gut wie allein tun. Sie hatte nur junge Mädchen, die ihr manche Arbeit abnehmen konnten. Die Schwester leistete Schwerarbeit bei bis zu 120 Patienten und das fast täglich.



Helmut Borutta war der letzte Missionar der Gossner Mission in Indien. Er starb 1998.



Die soziale

60 Jahre UMN: ein Grund zu feiern.

Meena ist elf und ein intelligentes, wissbegieriges Mädchen. Aber in ihrem Dorf wurde sie lange Jahre geschnitten; und der Schulbesuch war ihr verwehrt. Denn ihr Rücken war stark gekrümmt, und Menschen mit Behinderung werden in Nepal bis heute oftmals ausgegrenzt. Die United Mission to Nepal (UMN), Partner der Gossner Mission, hilft seit 60 Jahren den Menschen im Land. Sie konnte auch Meena helfen.



Meena ist mit ihren elf Jahren eine der jüngsten „UMN-Botschafterinnen“. Fotos: UMN

In der nepalischen Gesellschaft wird ein behindertes Kind von vielen als „Fluch Gottes“ angesehen. Selbst Familienmitglieder schreiben ihm ein schlechtes Karma zu. Berichtet wird von herzzerreißenden Fällen, in denen Müttern befohlen wurde, ihr Neugeborenes nicht zu stillen – weil es wohl das Beste für

das Kind sei, wenn man es sterben ließe. In anderen Fällen mussten Mutter und Kind ihr Zuhause verlassen, weil die Großfamilie der Meinung war, das behinderte Baby brächte Schande über die Familie. Manchmal auch werden behinderte Kinder buchstäblich weggesperrt, und ihnen wird nur elementarste Pflege zuteil. So fristen viele behinderte Menschen in Nepal ein Leben in Unterdrückung und Zurückweisung.

Sicherlich sollte man bedenken, dass viele Familien gerade in den Bergen sich selbst kaum über Wasser halten können und von früh bis spät hart arbeiten müssen. So sind sie mit der Betreuung eines Behinderten schlicht überfordert. Auch ist es Familien in den abgelegenen Gegenden Nepals fast unmöglich, in die Hauptstadt zu reisen und die richtige Einrichtung für die Behandlung ihres behinderten Kindes zu finden – und zu bezahlen.

Kaum ein Kind hat das Glück, eine solch energische und unermüdliche Großmutter zu besitzen wie der kleine Nishan. Der jetzt Vierjährige kam mit einer Fußbehinderung zur Welt, die es ihm unmöglich machte, zu spielen und zu rennen. „Die ganze Familie litt darunter“, sagt Großmutter Paru Devi. „Aber dann habe ich mich an die UMN gewandt. Und die hat sich des Kleinen angenommen.“

Die UMN hat vor Jahren ein Programm auf die Beine gestellt, das Betroffene zu „Botschaftern“ für die Rechte behinderter Menschen macht. Vor allem Kinder aus den Dörfern werden zur Behandlung nach Kathmandu gebracht. In einigen Fällen – so wie bei Meena oder Nishan – können Operationen oder or-

Schule besuchen und nun gemeinsam mit anderen Mädchen und Jungen lernen und spielen. Ein erster Schritt, um die soziale Barriere zu durchbrechen.

Ein Kind mit Behinderung zu versorgen, kann teuer sein. Die UMN hilft den Eltern daher, eine sichere Einkommensquelle aufzubauen: Sie stellt zwei

Schweine oder Ziegen zur Verfügung oder gibt einen günstigen Kredit, mit dem ein kleiner Laden eröffnet werden kann.

Das motiviert

die Eltern und ermöglicht ihnen, ihr Kind behandeln zu lassen und gut zu versorgen.

Und Meena? Sie ist eine der jüngsten Botschafterinnen der UMN. Ihr stark gekrümmter Rücken wurde vor rund einem Jahr in einer siebenstündigen Operation gerichtet. Es war eine der größten Operationen, die das Krankenhaus je durchgeführt hatte. Der Arzt und sein Team waren erleichtert, als Meena nach der Operation wieder die Augen aufschlug. Nach vielen Wochen in Krankenhaus und Reha konnte sie in ihr Dorf in Bajhang zurückkehren – mit hoherhobenem Haupt und aufrechtem Rücken. Jetzt sitzt sie Tag für Tag stolz in der Schule.

Der kleine Nishan musste gar acht Operationen über sich ergehen lassen. Nun trägt er orthopädische Schuhe und kann laufen und toben. Und seine Großmutter ist glücklich: „Jeder, der in Nishans fröhlich funkelnde Augen schaut, verliebt sich sofort in den Kleinen“, lächelt sie.

Krankenhäuser und Kliniken, Dorfentwicklungsprogramme und Gemeindeggesundheitsdienst: Das sind nur einige Beispiele dafür, wie die UMN den Menschen Nepals in den vergangenen 60 Jahren im Namen Jesu Christi Fürsorge entgegengebracht hat, inspiriert von seiner Lehre und seiner Liebe. ■



Der kleine Nishan kam mit einer Fußbehinderung zur Welt. Heute kann er laufen und spielen. Und seine Großmutter freut sich mit ihm.

Autorin **Becky Thomson**, United Mission to Nepal, kam 1980 zum ersten Mal nach Nepal.

Barriere durchbrechen

Für Menschen mit Behinderung – Seit 60 Jahren an der Seite der Armen

thopädische Hilfen ihre Situation grundlegend verändern. Bis es soweit ist, erhalten die Kinder in speziellen Einrichtungen Schutz, Fürsorge und Förderung. Danach aber gehen sie in ihre Familien und in ihre Dörfer zurück. Die UMN hofft, dass die Erfahrungen und die Erfolge der Kinder langfristig dazu beitragen, die Wahrnehmung der Menschen und ihre Haltung gegenüber Behinderten zu verändern.

Dazu tragen weitere Elemente des Programms bei. So erhalten die zurückkehrenden Kinder einen Bildungsgutschein, der es den Eltern ermöglicht, ihnen Bücher, Taschen und Schreibstifte zu kaufen. So können die Kinder – meist zum ersten Mal in ihrem Leben – die

INFO

United Mission to Nepal

Seit 60 Jahren hilft die Vereinigte Nepalmission (United Mission to Nepal, UMN) – als Zusammenschluss mehrerer internationaler Missionswerke und Organisationen – den Menschen im Land. Einer ihrer Partner dabei ist die Gossner Mission. Im Februar 2014 beging die UMN ihr Jubiläum in Kathmandu. Die Gossner Mission war durch ihren Mitarbeiter in Indien, Alex Nitschke, vertreten.

Vierte Schule rüstet sich

Viel Bewegung im Naluyanda-Projekt

Von VOLKER WAFFENSCHMIDT

Die vier Vorschulen in Naluyanda – mit Unterstützung der Gossner Mission und zahlreicher Gossner-Freunde erbaut – sind vielen ans Herz gewachsen. Nun sind Veränderungen im Gange.

Irgendwann im Leben kommt der Moment, da müssen Kinder für sich selbst Verantwortung übernehmen. Alles andere wäre ungesund, für Kinder und Eltern gleichermaßen.

Auch für die Menschen im Naluyanda-Projekt in Sambia, kurz NIDO genannt, ist der Zeitpunkt gekommen, selbst Verantwortung zu übernehmen. Im vergangenen Jahr wurde ein weiterer Schritt unternommen, diesmal im Bereich der Schulen. Vor Jahren als Vorschulen an vier Standorten im Naluyanda-Gebiet erbaut, hatten sie sich allmählich zu regelrechten Grundschulen entwickelt.

Manchen Gossner-Freunden sind die Namen der Schulorte vertraut: Eine Schule steht am NIDO-Zentrum, eine weitere in Sikenya („Sunshine School“), eine dritte in Nkonkwa („Maranatha School“) und eine vierte in einem Dorf mit dem wunderbaren Namen Mukumbwanyama („Hillside School“). Alle vier Vorschulen verfügen über je einen größeren Raum, in dem 40 bis 80 Kinder, zum Teil in zwei „Schichten“, unterrichtet werden, sowie einen kleineren, der zumeist als Lehrerzimmer und Vorkammer dient. Unterricht erteilten bis vor kurzem noch Erzieherinnen, die für ihren Einsatz ein Salär vom Projekt erhielten, zum großen Teil von der Gossner Mission finanziert.

Klein und bunt:
„Maranatha School“
in Nkonkwa.



Im Laufe der Jahre jedoch blieben die meisten Kinder in der Vorschule, obwohl sie vom Alter her eigentlich hätten in die regulären Schulen wechseln sollen. Es entstanden unter der Hand und ungeplant Grundschulen. So lag es nahe, dass NIDO und Gossner Mission daran gingen, diese Schulen nun in reguläre Grundschulen umzuwandeln und den Staat an seinen Bildungsauftrag zu erinnern. Ziel war es, die Schulen in staatliche Obhut zu übergeben. Verhandlungen wurden geführt und notwendige Maßnahmen umgesetzt, wie etwa die Errichtung von Wohnhäusern für die Lehrer und Lehrerinnen. Schließlich dann konnten drei der vier Vorschulen offiziell übergeben werden. Die vierte, die mit dem wunderbaren Namen, harrt noch der Fertigstellung und ist somit noch nicht „übergabe-fähig“.



HIER
HABEN SIE
GEHOLFEN!

terhin unter die Arme zu greifen. Dies geschieht so, dass die Gossner Mission – nur auf Antrag hin, damit es transparent zugeht – jeden Kwacha, den ein Komitee auf den Tisch legt, mit drei Kwacha bezuschusst. Das heißt, wenn das Komitee Materialien im Wert von 400 Kwacha (ca. 50 Euro) benötigt, dann muss es selbst nur 100 Kwacha bei den Eltern einsammeln, die Gossner Mission legt die fehlenden 300 Kwacha oben drauf. Das Viertel an Eigenbeitrag wird eingefordert, um die Eltern weiter zu mobilisieren und dafür zu sorgen, dass die Schule wirklich auf Dauer „ihre“ Schule wird und bleibt. So ist die Gossner Mission für die Unterstützung der Schulen weiter auf Spenden angewiesen.

Mit dem Eintreffen der ersten Lehrerinnen und Lehrer spürte man in den Dörfern eine Aufbruchstimmung. Ganz hervorragend scheint zurzeit die Lage in Sikenya zu sein, wo zwei hoch motivierte Lehrerinnen unterrichten. In Nkonkwa steht derzeit nur ein Lehrer zur Verfügung. Und am NIDO-Zentrum gab es sogar weit reichende Pläne für einen Schulerweiterungsbau. Die Eltern, voller Enthusiasmus, begannen schon, die Fundamente auszuheben. Dann aber verschwand der Lehrer und ward nicht mehr gesehen. Letztlich, das merken wir immer wieder, hängt alles an den handelnden Personen.

Und die Schule an dem Ort mit dem wunderbaren Namen? Der Rohbau steht schon lange. Jetzt ist auch dort die Dorfgemeinschaft an dem Punkt, dass sie endlich ihre eigene echte Schule haben will. Mit Eifer stürzen sich die Menschen in die Vollendung des Werkes und legen selbst ordentlich Hand an. In diesen Monaten soll zunächst der fehlende Brunnen gebohrt und das Lehrerhaus gebaut, sodann das Schulgebäude verputzt, gemalert und eingerichtet werden. Die Gesichter beim Planungstreffen im Februar strahlten hell ob dieser Aussichten. Wir sind gespannt. ■

Aus den Vorschulen wurden Grundschulen: So können die Kinder weiter in die gewohnte, nahe Einrichtung gehen. Fotos: Volker Waffenschmidt

Was heißt „staatliche Obhut“? Die Schulen werden jetzt als so genannte Community Schools, also Gemeinschaftsschulen, geführt. Das heißt im sambischen System, dass diese Schulen von den Dorfgemeinschaften geführt werden und der Staat die Lehrer stellt und bezahlt. Es findet also eine Aufgabenteilung statt, bei der auch die Dorfgemeinschaft und Elternschaft ihren Teil beizutragen hat. Das betrifft vor allem Reparaturen an den Gebäuden und die Schulmaterialien. Die Eltern sind also aufgefordert, selbst etwas zur Erziehung ihrer Kinder beizusteuern. Manchmal auch „nur“ in Form von Arbeitsleistung, wenn es gilt, das Schulgrundstück zu mähen oder eine klemmende Tür wieder gangbar zu machen.

Und wie funktioniert das? Jede Schule bildet ein Komitee aus Eltern und Lehrern, das die Schuleinnahmen und -ausgaben verwaltet – wenn denn Einnahmen da sind. Das ist schon mal ein Schwachpunkt, denn nicht alle Eltern sind in der Lage oder bereit, einen Eigenbeitrag zu leisten. Dennoch, in zwei der vier Schulen scheint dieses System einigermaßen zu klappen.

Um die Eltern jedoch nicht zu überfordern, ist es zurzeit die Politik der Gossner Mission, den Schulen auch wei-



Autor **Dr. Volker Waffenschmidt** ist Mitarbeiter im Sambia-Referat.



Ein Traum wird wahr

In Sambia: Schlafen unterm Moskitonetz, Kochen bei Stromausfall – und Warten auf die Arbeitserlaubnis

Von RONJA MORBACH UND PHILIPP RIHLMANN

Ronja Morbach und Philipp Rihlmann haben ihre Arbeit in Mbereshi mittlerweile aufgenommen und freuen sich auf die nächsten 100 Tage.

Ein halbes Jahr Sambia! Ein halbes Jahr Arbeiten im Krankenhaus von Mbereshi. Ein Traum wird wahr. Allerdings stellt sich bald heraus, dass in anderen Kulturkreisen manches anders ist als gedacht... Ein Rückblick auf faszinierende, zuweilen verwirrende, manchmal wunderschöne erste 100 Tage in Sambia

Am 12. Dezember 2013 brechen wir auf. Frankfurt, Amsterdam, Harare. Nach drei Starts und Landungen und 17 Stunden Reisedauer sind wir dann endlich in Lusaka. Als wir um Mitternacht aus dem Flieger steigen, schlägt uns heiße Luft ins Gesicht. Zunächst mal kommen wir im Gästehaus der Gossner Mission in Lusaka unter. Unser Ziel aber ist es,

als Gesundheitspfleger im Krankenhaus von Mbereshi im Norden des Landes zu arbeiten. Das Krankenhaus wird von der United Church of Zambia (UCZ) geleitet, und die Gossner Mission hat uns dorthin vermittelt.

Im Gossner-Gästehaus schlafen wir das erste Mal unter Moskitonetzen und werden am nächsten Morgen vom Zirpen der Grillen geweckt. Einfach schön! Aber dann scheitern alle Versuche, den Ventilator einzuschalten: Stromausfall. Und das Wasser in der Dusche ist und bleibt kalt... Nach dem Frühstück fahren wir mit Gossner-Mitarbeiter Wolfgang Pfeifer zur United Church of Zambia, um uns dort vorzustellen und letzte Dinge zu besprechen. Dabei stellen wir auf der Fahrt ins Zentrum schnell



entwegt, bis wir nach sechs Stunden in unserem Hostel ankommen. Dort müssen wir erst mal Insekten jagen und Geckos verscheuchen. Und dann Silvester an den Victoriafällen: Atemberaubend!

Zurück in Lusaka. Erneute Behördengänge. Dann treffen wir im Gossner-Gästehaus Regina, eine deutsche Krankenschwester, die im Auftrag der Bethlehem Mission Immensee am „Ranchhod Community Services and Hospice“ in Kabwe arbeitet, zwei Stunden von Lusaka entfernt. Das Hospiz hat eine Kapazität von 16 Betten für Patienten mit HIV/Aids, Tuberkulose und onkologische Erkrankungen. Angehängt ist ein Zentrum für Familienplanung, das kostenlos verschiedene Methoden der Empfängnisverhütung für benachteiligte Frauen anbietet. Da wir noch immer auf unsere Arbeitserlaubnis für Mbereshi warten, beschließen wir, Regina nach Kabwe zu folgen und dort drei Wochen mitzuhelfen. Gesagt, getan!

Ein Krankenhaus hier in Afrika kann man überhaupt nicht mit einem Krankenhaus in Deutschland vergleichen. Man muss immer viel Zeit mitbringen, und die Umstände, die Krankheiten und die Möglichkeiten der Hilfe sind völlig anders. In Kabwe ist die Physiotherapie in einem großen Raum untergebracht, in dem fünf bis zehn Patienten von einem Physiotherapeuten gleichzeitig betreut werden. Auch bei der Chemotherapie staunen wir: Wo bleiben all die Sicherheitsmaßnahmen, die wir in Deutschland gelernt haben?

Der Weg zum Krankenhaus ist für die Patienten schwierig, da sie oft kein geeignetes Transportmittel zur Verfügung haben. Entweder sie nehmen den fast immer vollgestopften Minibus für etwa 80 Cent. Können sie dieses Geld nicht aufbringen, müssen sie zu Fuß gehen – oder sie bleiben leidend zu Hause. Es ist auch möglich, über Angehö-



Mehr im **Blog** der beiden: <http://reallnatureafrika.jimdo.com/>



Medikamenten-
bestellung.

fest, dass auf Ampeln, Verkehrszeichen und Zebrastreifen hier nicht viel Wert gelegt wird, was uns manchmal den Schweiß auf die Stirn treibt. Am besten: Hand auf die Hupe und ein kleines Gebet sprechen. Und dann stellt sich heraus: Mit der Arbeitserlaubnis wird es nicht so einfach wie gedacht. Weitere Dokumente aus Deutschland müssen angefordert und übersetzt werden, die Deutsche Botschaft wird eingeschaltet, Stempel sind zu besorgen...

Hier in Sambia braucht man Zeit, sehr viel Zeit. Vor allem bei und zwischen einzelnen Behördengängen. Also fahren wir von Lusaka erst mal in den Süden nach Livingstone. Und zwar mit dem Bus; Prediger inklusive. „Amen, Hal-leluja, Praise the Lord.“ So geht es un-

rige oder Nachbarn eine Nachricht an das Hospiz zu übermitteln. Dann fährt eine Ambulanz los – ein Van mit Matratze auf dem Boden – und folgt dabei den Angaben des Nachbarn, in der Hoffnung, den Kranken zu finden. Denn Straßennamen gibt es in den Armenvierteln fast nie.

Der Tod ist hier in Sambia ein ständiger Begleiter. Eine ganze Generation droht wegzusterben aufgrund von HIV/Aids. Kurz vor Ende unserer Zeit in Kabwe sterben zwei Patienten, beide etwa 25 Jahre jung, an den Folgen einer HIV-Infektion. Der Leichnam wird nicht von einem Bestattungsinstitut abgeholt, sondern von den Angehörigen auf die Ladefläche eines Pick-Ups geladen.

Dann endlich, nach 54 langen Tagen des Wartens, halten wir die ersehnte Arbeitserlaubnis in den Händen und können in Richtung Mbereshi aufbrechen. 950 holprige Kilometer und 14 Stunden Fahrt liegen vor uns. Das Krankenhaus von Mbereshi hat eine Kapazität von 80 Betten und besteht aus drei Stationen (Männer-, Frauen-, Kinderstation) und weiteren Bereichen wie Tuberkulosestation, Kreißsaal, Röntgenabteilung, OP-Trakt, Labor, Apotheke, Kirche und Leichenhalle.

Auch hier lassen wir uns auf Ungeohntes ein. Etwa, was das Wasser be-

trifft, das nur zu bestimmten Uhrzeiten aus dem gemeinsamen Hahn läuft. So schauen wir morgens gespannt aus dem Fenster und warten auf die ersten Tropfen aus dem Wasserhahn. Dann werden alle Kanister und Eimer gefüllt. Das muss bis zum nächsten Mal reichen. Damit wir jedes Mal, wenn es Wasser gibt, dieses auch beziehen können, richten sich unsere Arbeitszeiten nach der Wasserversorgung, das heißt, wir arbeiten von 8 bis 16 Uhr.

Hier lernt man ganz schnell, wie kostbar Wasser ist und wie verschwenderisch man zu Hause manchmal damit umgeht. Hier scheint es purer Luxus, überhaupt fließendes Wasser zu haben, wann immer man es braucht. Von Temperatureinstellungen wollen wir gar nicht erst reden... Auch der Strom fällt täglich aus. Manchmal nur für ein paar Minuten, aber manchmal auch für Stunden, so dass das mit dem Kochen nicht immer so einfach ist und es dann halt Müsli und Brot im Kerzenschein gibt.

Unser Fazit nach 100 Tagen: Es gab keinen Tag, an dem wir nicht über uns hinaus gewachsen sind, neue Dinge gesehen und gelernt haben oder nicht froh waren, hier in Afrika zu sein. Es gab natürlich auch Tiefen, aber es überwoogen eindeutig die Höhen! ■

Ronja auf dem Weg zum Einkaufen.



Warum gibt es so viele Missionswerke?

... unter dem Dachverband Evangelisches Missionswerk (EMW)

Warum gibt es so viele Missionswerke? Das hat einerseits historische Ursachen, liegt andererseits an der „föderalen“ Struktur der evangelischen Landeskirchen in Deutschland. Die meisten Kirchen sind mit einem Missionswerk verbunden, bzw. sehen – wie einige Freikirchen – in Weltmission einen integralen Teil ihrer kirchlichen Arbeit, führen diese aber aus organisatorischen Gründen in einem eigenen Dienstbereich. Die Gossner Mission dagegen ist ein unabhängiges Werk, arbeitet seit drei Jahren allerdings in enger Kooperation mit dem Berliner Missionswerk.

Zur Historie: Viele der heute bestehenden Missionswerke entstanden ab Mitte des 19. Jahrhunderts auf Initiative engagierter Christinnen und Christen; heute würde man sie „Basisgruppen“ nennen. Durch Gründung von Missions-Freundeskreisen in Gemeinden und Regionen gelang es ihnen, die Missionsarbeit durch Spenden zu finanzieren – einschließlich der Entsendung von Missionarinnen und Missionaren.

Durch deren erfolgreiche Bewusstseinsbildung wurde allmählich immer mehr Kirchenmitgliedern bewusst, dass Weltmission eine Kernaufgabe für Gemeinden und Kirchen ist. Dies führte dazu, dass die Landeskirchen nach und nach engere Verbindungen zu den Missionsgesellschaften knüpften, und zum Beispiel Pfarrer für deren Dienst freistellten.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde den Kirchen und Missionsgesellschaften klar, dass ihr Nebeneinander kein Modell

für die Zukunft ist – auch weil bei ihnen und bei den aus der Mission entstandenen „Jungen Kirchen“ in Übersee die theologische Einsicht gewachsen war, dass Kirche und Mission zusammengehören. Seinen sichtbaren Ausdruck fand dies 1961, als sich der 1948 gegründete Ökumenische Rat der Kirchen (ÖRK) und der schon seit 1921 bestehende Internationale Missionsrat (IMR) zusammenschlossen.

Dieses neue Konzept wurde ab den 1960er Jahren umgesetzt, indem sich zahlreiche ehemals selbstständige Missionsgesellschaften mit ihren jeweiligen Landeskirchen organisatorisch verbanden. ■



Die bunte Vielfalt der weltweiten Ökumene in Ihre Gemeinde bringen?

- Das geht ganz einfach mit der Online-Datenbank www.mission.de
- Kurzgefasste Arbeitshilfen für alle Zielgruppen in der Gemeinde zum Herunterladen und gleich einsetzen.
- Probieren Sie es einfach mal aus!



Mehr Fragen und Antworten zum Thema Mission gibt es hier:

www.mission.de



Autor **Martin Keiper** ist Öffentlichkeitsreferent des Missionsdachverbandes EMW.

Gemeinsam für das Leben

Eindrücke von der 10. Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Korea

Von FRANK SCHÜRER-BEHRMANN

**Inzwischen ist es bereits Geschichte:
Vom 30. Oktober bis 8. November**

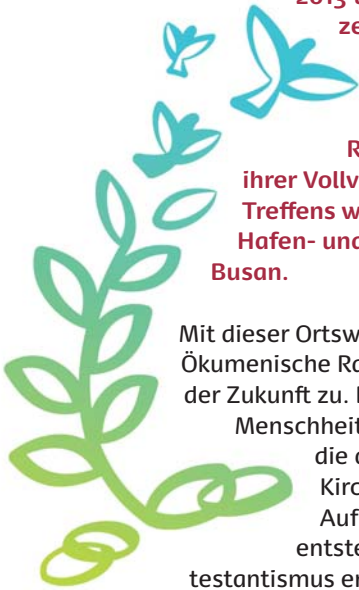
**2013 trafen sich zum
zehnten Mal nach**

**1948 die knapp 350
Mitgliedskirchen
des Ökumenischen**

Rates der Kirchen zu

**ihrer Vollversammlung. Ort des
Treffens war die südkoreanische
Hafen- und Millionenstadt**

Busan.



Mit dieser Ortswahl wandte sich der Ökumenische Rat der Kirchen (ÖRK) der Zukunft zu. Der Großteil der Menschheit lebt in Asien, und die dortigen Völker und Kirchen befinden sich Aufbruch. Megakirchen entstehen. Obwohl der Protestantismus erst vor gut 100 Jahren nach Korea kam, gehört heute etwa ein Drittel der Bevölkerung dem Christentum an.

Die gastgebenden koreanischen Kirchen gestalte-

ten die Vollversammlung mit unglaublichem Einsatz. Bei der „Koreanischen Kulturnacht“ trat das Nationalorchester auf, und ein eigens geschaffenes Musical erzählte die Geschichte des Christentums in Korea. Trotzdem ist nicht alles Gold, was glänzt: Zur Thematik der Vollversammlung gehörte die Teilung Koreas mit den gravierenden Menschenrechtsverletzungen in Nordkorea, aber auch die Einflussnahme der globalen Mächte USA, Russland und China

auf das Schicksal des Landes sowie soziale Konflikte in Südkorea.

Konnte die Aufbruchsstimmung in Ostasien auch auf den ÖRK abfärben? Die hervorragende Organisation und das herzliche Willkommen sorgten jedenfalls für eine gute Atmosphäre für Diskussionen und Gespräche. Aber auch die Arbeit des ÖRK selbst trug Früchte: Für die Hauptthemenfelder „Einheit“, „Gerechtigkeit, Friede und Bewahrung der Schöpfung“ und „Mission“ lagen substantielle Dokumente vor, die inhaltlich erstaunliche Berührungspunkte zeigen und die deutlich über die Mitgliedschaft des ÖRK hinauswirken.

Beim Einsatz für die Einheit der Kirchen setzte das Ekklesiologiedokument „The Church. Towards a Common Vision“ den durch die Lima-Erklärung 1981 begonnenen Prozess der Lehrverständigung mit der Konvergenzmethode fort: Unterschiede werden nicht betont, sondern sie sollen sogar verbinden, indem zugrunde liegende gemeinsame Fragen und Kriterien bewusst gemacht werden. Damit verbunden ist ein Einheitsmodell, das nicht unbedingt die organisatorische Zusammenführung der Kirchen anstrebt. Vielmehr sollen die Kirchen sich gegenseitig als Kirche Jesu Christi anerkennen und die „Einheit“ als andauerndes Gespräch und Einstehen füreinander leben. „To be one is to stand up for one another“, wie ÖRK-Generalsekretär Olav Fykse Tveit einmal sagte.

Dass die Einheit der Kirche jedoch kein Selbstzweck ist, machte das kurze „Einheitsdokument“ klar. Es stellte die Einheit der Kirchen in die Pers-

**Gott des Lebens,
weise uns den Weg
zu Gerechtigkeit
und Frieden**



Infos und Dokumente zur Vollversammlung: www.wcc2013.info/de



nicht nur durch staatliche Maßnahmen oder juristische Regelungen, sondern durch den auch opferbereiten Einsatz des eigenen Lebens in der Nachfolge Jesu.

Dieser Einsatz des eigenen Lebens für die Marginalisierten („die am Rand“ oder „die Ausgegrenzten“) prägte auch die Beschäftigung mit der Mission. Dabei sieht das neue Missionsdokument „Gemeinsam für das Leben“ die Mission der Kirche als Teilnahme an der Mission des dreieinigen Gottes, der ein „Leben in Fülle“ für die ganze Menschheit und die Schöpfung schaffen will. Der gemeinsam mit der Weltweiten Evangelischen Allianz und dem Päpstlichen Rat für die Einheit der Kirche entstandene „Verhaltenskodex für Mission“ formuliert dazu Maßstäbe für ein Verhalten, das andere Religionen und Kulturen respektiert und nicht ausgrenzt.

Ob die verheißungsvollen Ansätze der ökumenischen Diskussionen Frucht tragen können? Auch in Busan waren Spannungen zu spüren, etwa bei der Haltung zum Bürgerkrieg in Syrien oder bei Fragen der Geschlechterrollen und der Sexualität.

So liegt es nun an den Kirchen und christlichen Institutionen, ob sie die ökumenischen Einsichten weiter verfolgen, besonders die Einladung, den eigenen Weg in den nächsten acht Jahren als einen „Pilgerweg für Gerechtigkeit und Frieden“ zu gestalten. Jedenfalls konnte man in Busan in vielen Begegnungen erleben: „Eine andere Welt ist möglich.“ ■

Oben: Gebete flattern im Wind.
Unten: Konzentriertes Arbeiten.



pektive der Einheit der Menschheit und der Schöpfung. Die ursprüngliche Einheit von Menschheit und Schöpfung ist durch viele Verletzungen wie Rassismus oder Raubbau an der Natur gebrochen. Wenn die Kirchen zur Einheit finden, können sie ein Zeichen für die Überwindung der Teilung der Menschheit und die Heilung der Schöpfung sein.

Beim Einsatz für Gerechtigkeit und Frieden griff die Vollversammlung zurück auf die Ergebnisse der „Dekade zur Überwindung von Gewalt“ im „Ecumenical Call for Just Peace“. Dort wird das Leitbild des „gerechten Friedens“ formuliert: Friede wird nur möglich, indem Menschen sich stetig für Gerechtigkeit einsetzen. Dabei ist Gerechtigkeit nicht statisch, sondern die fortwährende Bemühung um den Ausgleich von immer wieder neu entstehendem Unrecht,



Autor **Frank Schürer-Behrmann** ist Superintendent und war Teilnehmer in Busan.



Reis pflanzen – eine typische Szene auf dem Lande.
Fotos: Ursula Hecker

Intensiv hatten wir uns mit Myanmar nicht beschäftigt, bevor wir 2007 von Indien aus in das Land reisten, um in der heißesten Zeit die wichtigsten touristischen Attraktionen kennen zu lernen. Aber dann tauchten wir ein in ein faszinierendes Land, das uns seitdem nicht mehr losgelassen hat.

Als wir 2007 zum ersten Mal nach Myanmar reisten, war uns natürlich etwas bange, weil wir nicht wussten, was uns in dem seit Jahrzehnten vom Militär beherrschten Land erwarten würde. Wir waren zunächst überrascht, dass wir keinen Kontrollen, keinen unangenehmen Fragen, keinen besonderen Vorschriften ausgesetzt waren, die uns in unserer Bewegungsfreiheit eingeschränkt hätten.

Die Menschen begegneten uns freundlich, lächelnd, hilfsbereit und überaus gastfreundlich. Sie konnten

herzlich lachen und beantworteten bereitwillig Fragen, wenn es nicht gerade um Politik ging. Extreme Armut wie in Indien konnten wir auf den ersten Blick nicht feststellen. Die Frauen auf den Märkten, die liebevoll ihre Waren angeordnet hatten – Obst, Gemüse, frischen und getrockneten Fisch, Blumen, Gewürze und scharf eingelegte Früchte und Gemüse – bedankten sich mit einem Lächeln, wenn man ihnen freundlich zunickte und wehrten sich nur selten, wenn ich sie fotografieren wollte. Als Touristen ging es uns gut – auch während der Militärregierung. Ich habe noch niemanden getroffen, der sich in Myanmar nicht wohl gefühlt hätte, der nicht beeindruckt gewesen wäre von der Aufmerksamkeit und Freundlichkeit der Menschen.

Myanmar – oder Burma, Birma – ist ein Vielvölkerstaat. Die Burmesen, die Bamas, sind die größte Bevölkerungs-

Myanmar – ein faszinierendes Land

Von URSULA HECKER

Der Zukunft entgegen



zum Christentum bekehrten, sondern sich auch intensiv mit der Sprache und Kultur dieser Ethnien beschäftigten und ihr Eigenständigkeitsgefühl stützten. Die Völker der Chin, der Kachin, der Karen bilden bis heute den Grundstock der Kirchen.

Im Dezember 2013 feierte die Baptistische Kirche das 200. Jubiläum der Ankunft des ersten Missionars, Adoniram Judson.

Das war für die Kirche ein ganz besonderes Ereignis. Noch wenige Jahre zuvor, unter der Militärregierung, war es den Christen verboten, sich außerhalb des Gottesdienstes öffentlich zu treffen. Dieses Jubiläum zu feiern, war somit eine Befreiung, aber für viele Christen auch immer noch ein Wagnis, denn sie trauten dem Frieden nicht so ganz. Der reibungslose, fröhliche, friedliche Ablauf des Festes hat das Vertrauen der Kirchen in die neue Regierung sicher gestärkt. Das Jubiläum machte aber auch die Selbständigkeit der einzelnen Ethnien sehr deutlich. Stolz präsentierten die Gruppen ihre Tänze und Lieder. Sie trugen während des gesamten Festes ihre traditionelle Kleidung, so dass es auch für die übrige Bevölkerung der Metropole von Yangon auffällig war, wie viele verschiedene Volksgruppen im Land leben.

In der Vergangenheit haben die Mitglieder der größten Bevölkerungsgruppe, die Bamas, immer wieder versucht, die verschiedenen Ethnien in einen einheitlichen Staat einzubinden – und immer wieder haben sich die verschie-



Die Mehrheit der Bevölkerung bekennt sich zum Buddhismus. Pagoden und Stupas, Tempel und Klöster sind allgegenwärtig und Wallfahrten und Rituale ein wichtiger Bestandteil der Frömmigkeit.

gruppe und haben das Land politisch und kulturell geprägt. Ihre Sprache hat sich als Nationalsprache durchgesetzt. Sie sind vor allem im fruchtbaren Tiefland in der Mitte des Landes angesiedelt und haben schon früh den Buddhismus angenommen. An den Rändern, in oft unzugänglichen Gegenden, leben verschiedene Ethnien, die im Laufe der Geschichte immer wieder um ihre Unabhängigkeit oder zumindest um größere Eigenständigkeit gekämpft haben – bis in die Gegenwart. Viele von ihnen nahmen nie den Buddhismus an, sondern sind weiterhin Anhänger ihrer traditionellen Naturreligionen.

Einige dieser Ethnien haben sich seit Anfang des 19. Jahrhunderts dem Christentum geöffnet und machen jetzt den Hauptteil der fünf bis sieben Prozent Christen (drei bis vier Millionen Menschen) in Myanmar aus. Es waren Baptisten aus den USA, die sie nicht nur



Marktszene in Yangon: Eine buddhistische Nonne kauft Gemüse ein.

denen Völker aufgelehnt, wenn ihre Besonderheit und ihre Identität nicht gewahrt wurden. Die Engländer haben sich dies während der Kolonialzeit zunutze gemacht und die verschiedenen Volksgruppen gegen die Bamas ausgespielt. Das erschwerte die Bildung eines einheitlichen Staates bei der Erlangung der Unabhängigkeit 1948 zusätzlich. Anders als in Indien, wo die Engländer der indischen Kultur Hochachtung entgegenbrachten und den Grundstock zu einer funktionierenden Infrastruktur legten, waren die Interessen der Kolonialherren im früheren Burma überwiegend geschäftlich.

Myanmar ist kein armes Land. Es hat viele wertvolle Bodenschätze wie Gold, Jade, Rubine und Tropenholz. Es hat Gas und Öl und fruchtbaren Boden für den Reisanbau in der zentralen Ebene und im Ayeyarwaddy-Delta. Nicht umsonst wurde das Land einmal die Kornkammer Asiens genannt. Das interessierte die britischen Kolonialherren damals, das interessiert auch heute noch die angrenzenden Großmächte wie China und Indien. Dabei sind es vor allem die Chinesen und nicht so sehr Indien, die das Land während der Militärdiktatur ausbeuteten und dies auch heute noch skrupellos tun. Die Men-

schen in Myanmar haben noch nicht vergessen, dass die Briten in früheren Jahren ihre Macht im Land weitgehend mit Hilfe indischer Beamter und indischer Soldaten durchgesetzt haben. Rangoon, das heutige Yangon, war bis zur Militärherrschaft 1962 zum großen Teil indisch. Viele Inder wurden damals jedoch ausgewiesen oder flohen. Andere haben sich integriert, burmesische Namen angenommen und die Sprache gelernt.

Mehr als 40 Jahre herrschte das Militär in Myanmar, und die elementarsten Rechte der Menschen wurden missachtet und ausgesetzt. Menschen, die sich nicht beugten, wurden verhaftet – oft ohne Anklage. Wie zuvor die ausländischen Mächte hat auch die Militärregierung das Land ausgebeutet und die genuin staatlichen Aufgaben vernachlässigt, wie Bildung, medizinische Versorgung, soziale Verantwortung und den Aufbau einer Infrastruktur. 2010 fanden Wahlen statt. Trotz der Übermacht des Militärs im Parlament nahm General Thein Sein als neuer Staatspräsident einen Kurswechsel vor und schränkte die Macht des Militärs ein. Er akzeptierte demokratische Spielregeln und nahm die Wahrung der Menschenrechte ernst. Politische Gefangene wurden entlassen, der Hausarrest der bekannten Menschenrechtlerin Aung San Suu Kyi aufgehoben, die Opposition zugelassen, Pressefreiheit gewährt. Zum ersten Mal seit vielen Jahren wagen die Menschen, für ihre Rechte einzutreten und zu protestieren. Die Bauern wehren sich gegen Landraub, die Fabrikarbeiter kämpfen für bessere Arbeitsbedingungen. Das alles ist ein Anfang, und die Menschen in Myanmar hoffen, dass es weitergeht.

Aber die Probleme der medizinischen Versorgung, der Bildung, des Aufbaus einer Infrastruktur kann das Land ohne Hilfe von außen kaum bewältigen. Deshalb versuchen jetzt demokratische Regierungen, viele Organisationen weltweit sowie große und kleine Initiativen, den Staat und die Menschen

bei ihren Bemühungen zu unterstützen. Vor Ort kann man jedoch erkennen, dass Freundlichkeit und Zusammenarbeit eine Seite sind, dass sich dahinter aber auch Angst, Misstrauen und Verunsicherung verbergen. Und somit die Gefahr, dass die Menschen allzu leicht in traditionelle Verhaltensmuster und Abgrenzungen zurückfallen und dass ethnische und religiöse Unterschiede zu neuen Konflikten und Gewalt führen, was sich am Beispiel von Ausschreitungen gegenüber den Muslimen zeigt.

Im Auftrag einiger kirchlicher Gruppen in Myanmar versucht die „Myanmar Initiative Berlin“ in kleinem Stil, einigen der Herausforderungen zu begegnen. So fördert das jährliche „Chaplaincy Seminar“,



jetzt schon das fünfte in Folge und verantwortet vom Myanmar Institute of Theology (MIT) in Yangon, nicht nur die Beratungs- und Seelsorgekompetenz der theologischen LehrerInnen im Land, sondern macht auch die Begegnung verschiedener Ethnien möglich, die bislang kaum etwas voneinander wissen. Seminare, vor allem mit Frauen, geben Gelegenheit, trotz der kulturellen Sperren über persönliche Probleme zu sprechen und darüber nachzudenken, wo christlicher Glaube die alten Traditionen verändern muss, damit alle menschenwürdig und friedlich zusammen leben können. Das integrierte Dorfent-

wicklungsprojekt im Nordwesten des Staates soll den Menschen nicht nur Unterstützung bei Gesundheits- und Bildungsfragen sowie bei der Verbesserung der Landwirtschaft geben, sondern sie

auch bewegen, kooperative Arbeitsformen und demokratische Entscheidungsfindungen anzugehen.

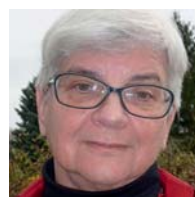
Vielleicht ist es am Ende reizvoll zu phantasieren, wie die Gossner Mission jetzt aussähe, wenn die ersten Missionare, die 1845 in Kalkutta ankamen, nicht ins indische Chotanagpur weiter gezogen, sondern tatsächlich in Burma gelandet wären, wie ursprünglich von Johannes Evangelista Goßner geplant. Zumindest hätten die burmesischen Kirchen dann einen traditionellen deutschen Partner. So aber sind deutsche Kirchen in Myanmar mit Partnerschaften kaum oder gar nicht vertreten. Der Dachverband Evangelisches Missionswerk (EMW) hat immerhin seit etlichen Jahren Kontakt zu Theologischen Colleges und einigen Kirchen im Land. ■

INFO

40 Jahre Militärregime

Myanmar ist nach wie vor auch unter der früheren Schreibweise Birma beziehungsweise Burma bekannt. 40 Jahre lang stand das Land unter Militärrherrschaft, bis diese am 4. Februar 2011 einen zivilen Präsidenten als Staatsoberhaupt einsetzte. Im 19. Jahrhundert war Birma nach mehreren Kriegen unter britische Herrschaft gefallen. Es wurde Teil von Britisch-Indien. Im Zweiten Weltkrieg wurde es von Japan okkupiert und nach Kriegsende 1945 erneut von den Briten besetzt, bevor es 1948 in die Unabhängigkeit entlassen wurde. Nach einer kurzen demokratischen Phase begann dann 1962 die Zeit verschiedener Militärdiktaturen.

Myanmar ist ein Vielvölkerstaat mit rund 54 Millionen Einwohnern, die 135 verschiedenen Ethnien angehören. Die vorherrschende Bevölkerungsgruppe ist mit 70 Prozent die der Birmanen.



Autorin **Ursula Hecker**, früher Gossner Mission, ist heute Vorsitzende der „Myanmar Initiative e.V.“ und unterrichtet ebenso wie ihr Mann als Gastdozent/in am Myanmar Institute of Theology (MIT).

IDEEN & AKTIONEN

— GLÜCKWUNSCH

Hermann Rodtmann feiert 80. Geburtstag

Wer ihn kennt, der schätzt ihn; schätzt seine launige, humorvolle, jungenhafte, manchmal knorrige Art. In diesen Tagen feiert er – nicht zu fassen! – seinen 80. Geburtstag: **Hermann Rodtmann**, frührerer Mitarbeiter der Gossner Mission in Sambia.

Dem Werk ist der Bochumer seit fast zwanzig Jahren eng verbunden. 1997 ging er mit **Ehefrau Hauke Maria** als „Liaison Officer“, als Mitarbeiter im Seniorenmodell, nach Lusaka, um dort die Gossner-Projektstätigkeiten zu koordinieren. Zu dem Zeitpunkt lag seine eigentliche berufliche Laufbahn schon hinter ihm: Hermann Rodtmann war Gemeindepfarrer in Witten und

Bottrop und hatte acht Jahre lang im westfälischen „Gemeindedienst für Weltmission“ mitgearbeitet. Und dann wartete 1997 Sambia! Und dieses Land hat ihn bis heute nicht losgelassen. Nach Deutschland zurückgekehrt, baute er gemeinsam mit seiner Ehefrau den Sambia-Arbeitskreis in Bochum-Stiepel auf. Vor allem aber sorgte er mit viel Elan und Engagement und Herzblut dafür, dass der Funke der Begeisterung in Bochum und anderswo auf ganz viele Menschen übersprang. Heute unterstützt ganz Bochum-Stiepel, Kirchengemeinde und Gospelchor, Arbeitskreis und Kindergarten, die Sambia-Arbeit. Und Hermann Rodtmann? Der hat sich langsam zurückgezogen, berät und koordiniert, malt seine Bilder und ist da, wenn er gebraucht wird. Die Gossner Mission sagt ihm und seiner Frau ganz herzlich DANKE für alles und wünscht zum Geburtstag Gottes Segen!



DIE GUTE TAT +++ DIE GUTE TAT

Zum 70. Geburtstag an Kinder in Nepal gedacht

Zahlreiche Aktionen zugunsten der Gossner-Arbeit werden alljährlich geplant und realisiert. Leider können wir hier nicht alle würdigen, zumal einige auch in aller Stille passieren.



1997 wohnte **Wolfgang Burkhardt** ein Sommersemester lang im Dachgeschoss des damaligen Gossner-Hauses in Berlin-Schönneweide. 17 Jahre später feiert er seinen 70. Geburtstag – und sammelt aus diesem Anlass für das Gossner-Projekt „Von Kind zu Kind“ in Mugu/Nepal. **2000 Euro** – von Burkhardt selbst kräftig aufgerundet – kommen zusammen. Und die Gossner Mission bedankt sich ganz herzlich bei dem Pfarrer aus Oftersheim! Übrigens recherchierte er damals in Berlin für sein Buch „Zu neuen Ufern“. Mittlerweile ist es vergriffen; aber Burkhardts Sohn wollte dem Vater zum Geburtstag eine Freude bereiten, er erstand ein altes Exemplar antiquarisch – und fand darin eine Widmung des Vaters. „Seitdem überlege ich, wem ich dieses Buch geschenkt und diese Widmung hinein geschrieben habe“, lächelt der 70-jährige. Die Widmung findet er immer noch gut. Sie lautet: „Ein Halm allein knickt im Sturm, viele Halme wogen wie die Wellen im Meer.“ Wolfgang Burkhardt dazu: „Das ist doch eine gute Überschrift auch für meine **Aktion für Mugu, die hoffentlich Nachahmer findet!**“ Dem ist von unserer Seite nichts hinzuzufügen!

i Bitte berichten Sie uns von Ihren Aktionen und regen Sie andere damit zum Nachahmen an: mail@gossner-mission.de

— PROJEKT

Hoffnung für die Vergessenen

Karbi Anglong – Hoffnung für die Vergessenen: Unter diesem Motto ist ein neues **Dorfentwicklungsprojekt in Assam/Indien** gestartet. Es soll den Menschen in der Region Karbi Anglong neue Lebensqualität und eine Perspektive für die Zukunft bringen. Karbi Anglong – das ist eine Region „am Ende der Welt“. Hier lebt das Volk der Karbi in großer Armut und Abgeschiedenheit. Mehr als die Hälfte der Dörfer hat keinen Anschluss an Straßen, an Stromversorgung oder Gesundheitsdienste. Die hygienischen Bedingungen sind katastrophal. Das Dorfentwicklungsprogramm – auf vier Jahre angelegt – packt all diese Probleme an. Die Gossner Mission **dankt allen Unterstützer/innen**, die in den vergangenen Wochen eine Spende für das Projekt überwiesen haben, sowie der **Evangelischen Kirche im Rheinland**, die das Startkapital für das bis 2018 terminierte Projekt zur Verfügung gestellt hat. Auch die **Aktion Lippe hilft** unterstützt in diesem Jahr das Projekt in Karbi Anglong. Herzlichen Dank!

i Weitere Informationen und die Möglichkeit der online-Spende finden Sie hier: www.gossner-mission.de/pages/indien/projekte.php



— AUF REISEN

Aus Berlin und Ostfriesland nach Indien

Spannende Vorhaben standen auf dem Reiseprogramm der SchülerInnen und Lehrkräfte der **Berufsbildenden Schulen Emden**, als diese im April zur indischen Gossner Kirche reisten. Sie wollten nicht nur die **Partnerschule in Fudi** besuchen, sondern nahmen auch an einem Jugend-Workcamp in Amgaon teil, zu dem insgesamt rund 100 Jugendliche erwartet wurden (Foto: Frühlingsfest in Ranchi).



Begleitet wurde die Schul-Delegation um Gossner-Kurator **Michael Schaper** von einer kleinen Expertengruppe, die Dorfentwicklungsprojekte vor Ort besuchte und sich besonders für den Anbau von Lac (Kunstharz) interessierte.

Kurz zuvor hatte bereits die **Evangelische Studierendengemeinde Berlin (ESG)** mit Unterstützung der Gossner Mission die Gossner Kirche besucht.

— RÜCKBLICK

Jahresbericht gibt Rechenschaft

Auf ein **erfolgreiches Jahr 2013** blickt die Gossner Mission zurück. Die Arbeit in Indien, Nepal und Sambia lief in guten Bahnen, das Freiwilligenprogramm hat sich bewährt, und dank einer enormen Spendensteigerung konnten Projekte und Programme zielstrebig umgesetzt und weitere geplant werden. Bei all ihren Vorhaben ist die Gossner Mission auf Spenden sowie auf ehrenamtliche Unterstützung angewiesen: „Unser Werk lebt aus der Bewegung ehrenamtlichen Engagements“, dankt **Direktor Dr. Ulrich Schöntube** den UnterstützerInnen aus Nah und Fern.

Einen Überblick über Vorhaben und Entwicklungen gibt der Jahresbericht 2013, der jetzt angefordert sowie über die Webseite heruntergeladen werden kann.

i Jahresbericht anfordern: andrea.boguslawski@gossner-mission.de oder als PDF-Datei: www.gossner-mission.de

Kirche im Wohnwagen

Ausstellung würdigt Leben und Wirken Horst Symanowskis

Von Monika Herrmann

Horst Symanowski, ein großer Mann der Gossner Mission, setzte sich für eine Kirche ein, die für die Menschen da ist. Auch für die, die eigentlich gar nichts mit Kirche am Hut haben. Eine Ausstellung, die jetzt in Berlin zu sehen war, würdigt sein Wirken.

Es war eine Art Familientreffen. Zur Eröffnung der Ausstellung zu Horst Symanowski waren rund 60 Menschen in die Friedenskirche in Berlin-Weißensee gekommen. Alle mit vielen Erinnerungen und mit der Verehrung dieses ungewöhnlichen Theologen Horst Symanowski.

Von der Gossner Mission wird er als herausragende Gestalt des deutschen Protestantismus im 20. Jahrhundert bezeichnet. Ein Pfarrer, der Widerstand gegen die Nazis leistete, der verfolgte Juden vor der Deportation rettete und sich nach dem Krieg aktiv in der Friedensbewegung engagierte. Symanowski war aber auch ein Theologe, der seine Kirche verändern wollte. Und zwar radikal.

Die Gossner Mission und der „Gossner Konvent“, in dem sich viele „Ehemalige“ organisiert haben, hatten die Ausstellung nach Berlin geholt. Auf großen Plakatwänden war viel zu Symanowskis Leben und Wirken zu sehen und zu lesen. Und viele der Besucher, die zur Eröffnung kamen, schienen mit

der verfassten evangelischen Kirche unzufrieden zu sein. Symanowski, so hieß es, wollte eine Kirche, die für die Menschen da ist, auch für jene, die eigentlich gar nichts mit Kirche am Hut haben.

Heute seien die Kirche und ihre Repräsentanten „ziemlich weit weg von den Menschen“. Symanowskis Theologie sei deshalb aktueller denn je. Auch wenn seine Reformansätze schon mehr als ein halbes Jahrhundert alt sind.

Der Theologe wurde 1911 in Ostpreußen geboren, gehörte später zur Bekennenden Kirche, wurde im Krieg schwer verwundet und bekam eine Anstellung als Pfarrer bei der Gossner Mission. Symanowski sah im Nachkriegsdeutschland die zerstörten Kirchen und Gemeindehäuser und erlebte auch die Entfremdung der Menschen von Glaube und Kirche. Im Oderbruch fing er an, Wohnwagen zu neuen Kirchen herzurichten. Zentren, in denen er Kinder, Jugendliche und Familien erreichte. Gemeindeaufbau von unten, ganz unkonventionell, aber für die Menschen im Oderbruch eine glaubwürdige Kirche. So dass immer mehr Wohnwagen dazu kamen und immer mehr Gemeinden in vielen Teilen Brandenburgs entstanden. Diese Art von Kirche für andere, in der Tradition von Dietrich Bonhoeffer, kam gut an, auch bei jungen Theologen, die Horst Symanowski ermutigte, vor allem die kleinen Leute, die Arbeiter, die Bauern auf dem Land, nicht zu vergessen und sie mit dieser Art von Kirche vertraut zu machen. Ganz nah bei den Menschen sein sollten sie.



Besucher/innen vor den Ausstellungsstafeln.
Foto: Gerd Herzog



ZUR PERSON

Horst Symanowski

Horst Symanowski, geboren 1911 in Ostpreußen, baute ab 1948 mit Partnern aus der weltweiten Ökumene das Gossnerhaus in Mainz-Kastel auf. Er widmete sich den Menschen in der Industrie, zu denen die Kirche damals kaum Kontakte hatte. Zunächst arbeitete er selbst in Industriebetrieben. Dann vermittelte er Industriepraktika, um Theologiestudierende mit der Situation in der Arbeitswelt vertraut zu machen. Seine Pionierarbeit an der Schnittstelle zwischen Kirche und Arbeitswelt ist international vielfach aufgegriffen, anerkannt und gewürdigt worden. Symanowski starb am 13. März 2009 in Mainz.

Er selbst machte es vor: Er arbeitete tagsüber im Zementwerk, und sonntags verkündigte er das Evangelium. Er wollte der Entfremdung der arbeitenden Menschen von der bürgerlich geprägten Kirche etwas entgegensetzen. Und die Amtskirche? Die reagierte nicht gerade positiv auf solche Radikalität. Innerhalb der Ausstellung wird das thematisiert. Doch die Erfolge Symanowskis konnte die verfasste Kirche nicht ignorieren. Und schon gar nicht den Willen vieler junger Pfarrer, in Industriebetrieben zu arbeiten und so in die Welt der Arbeit

einzutauchen. Im Westen wie im Osten gab es solche Arbeiterpfarrer.

„Pfarrer sollten hauptsächlich von Spenden der Gemeinden leben und eventuell einen weltlichen Beruf ausüben“, hat Bonhoeffer den Theologen mit auf den Weg gegeben. Die Arbeiterpfarrer, die im Sinne von Symanowski in die Betriebe gingen, haben dieses Modell praktisch umgesetzt. Die bürgerliche Kirche „mit ihren teuren und prachtvollen Gotteshäusern“ ist ihnen fremd geblieben. Manche haben sich arrangiert, andere kämpfen immer noch für diese andere Kirche. Die einfachen Wohnwagen, so erzählen die ehemaligen Arbeiterpfarrer, hätten schließlich zur Bildung neuer und lebendiger Gemeinden beigetragen. Auch dann noch, als es längst wieder richtige Kirchen gab.

Die Ausstellung ist sehenswert. Sie zeigt, dass Mut und Engagement des Theologen die Kirche verändert haben. Heute wären solche Reformen wohl auch hilfreich: Für die verfasste Kirche wie für die Menschen. ■

Horst Symanowski vor dem Wohnwagen der Gossner Mission im Oderbruch.



Die **Ausstellung**, die in 18 Tafeln Symanowskis Wirken zeigt, kann ausgeliehen werden. Infos: a.neff@neffdarmstadt.de oder Tel. 0172-7232085.

Autorin **Monika Herrmann** ist freie Journalistin in Berlin.



Mission – endlich verständlich

Das Problem mit Theologen ist ja, dass sie kaum jemand versteht. Während Pfarrerinnen und Pfarrer sich wenigstens sonntags bemühen, allgemein verständliche Predigten zu halten, beherrschen Universitätstheologen ihr wissenschaftliches Kauderwelsch so gut, dass ihre Erkenntnisse weitgehend geheim bleiben.

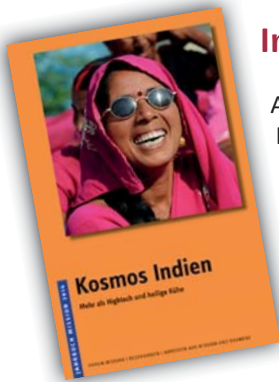
Zum Glück gibt es auch Ausnahmen. Henning Wrogemann, Professor an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal, gehört dazu. Im Band mit dem überraschenden Titel sind dreizehn Vorträge und Zeitschriftenbeiträge versammelt, die der Inhaber des Lehrstuhls für Missions- und Religionswissenschaft in den letzten Jahren verfasst hat. Das Buch bietet eine gute Vertiefung für alle, die mehr über kontextuelle Theologie erfahren wollen. „Wem gehört Jesus?“, so der Titel eines Beitrages, untersucht das Christusbild im Islam, Hinduismus und Buddhismus. Ein weiterer befasst sich vergleichend mit Christusinterpretationen aus Afrika und Asien und fordert zum Dialog der verschiedenen „Christentümer“ über alle Kulturgrenzen auf. Grandios ein Text unter dem Titel „Was ist Mission?“, in dem Wrogemann es schafft, auf nur acht Seiten die Entwicklung der Mission seit Mitte des 19. Jahrhunderts zusammenzufassen und die aktuellen Herausforderungen verständlich nachzuzeichnen. Dazu gehört auch die

Frage nach der Religionsfreiheit und dem Recht der religiösen Missionen – sämtlich aktuelle Themen, die er seinen dankbaren Leserinnen und Lesern so präsentiert, dass sie die aktuellen Debatten nachvollziehen können.

Martin Keiper

Neue Bücher – Für Sie gelesen

Henning Wrogemann: Das schöne Evangelium inmitten der Kulturen und Religionen. Erlanger Verlag für Mission und Ökumene. ISBN 978-3-87214-623-6



Indien: faszinierend und kontrastreich

Allein der Titel weckt schon unzählige Assoziationen: Indien, das Land von Hightech und heiligen Kühen, Luxus und Leid, von uralten Kulturen und hypermodernen Cyberwelten. Zu jedem Bild gibt es ein Gegenbild, zu jeder Faszination die Ernüchterung. Indien ist ein Land der Vielfalt, ein Kosmos mit unzähligen Welten, die manchmal in tödliche Konflikte münden: politische, ethnische oder religiöse. Religionsfreiheit etwa ist für Christen in Indien nicht selbstverständlich. Für viele Frauen ist die Angst vor Gewalt ein ständiger Begleiter. Und dazu die Armut: Von 1,2 Milliarden Menschen in Indien lebt ein Drittel unter dem Existenzminimum. Bei all seinem Reichtum bekommt Indien noch immer Entwicklungshilfe aus dem Westen. Ist das nötig?

In diesem Jahrbuch Mission kommen indische und deutsche Autorinnen und Autoren zu Wort. Sie werfen einen Blick auf Kirche und Mission, auf Kultur, Gesellschaft und das Kastensystem. Und nicht zuletzt auch auf die Welt der Adivasi: Dazu enthält das Buch einen Beitrag des Gossner-Direktors Dr. Ulrich Schöntube.

i Kosmos Indien – Mehr als Hightech und heilige Kühe. Jahrbuch Mission 2014. Missionshilfe Verlag, Hamburg 2014. 9,80 Euro. ISBN 978-3-921620-86-1

Mühsam, aber lohnend

7. Oktober 1949. In der Sowjetischen Besatzungszone wird die „Deutsche Demokratische Republik“ gegründet. Am selben Tag endet die landwirtschaftliche Karriere des 17-jährigen Willibald Jacob. Er hatte sich seinen Rücken verletzt beim Schleppen von zwei Zentner schweren Säcken auf dem Bauernhof in Schleswig-Holstein, damals britische Zone. „Ein Schaden an der Wirbelsäule ist vorprogrammiert. Sitzungsteilnehmer werden unter meinem Missmut zu leiden haben, verursacht durch ständige Schmerzen...“ Am 7. Oktober

1949 beginnt Jacob seine Ausbildung bei Horst Symanowski im Seminar für Katechetischen Dienst – schon damals auf Ost- und Westberlin (Weißensee und Zehlendorf) verteilt. Die Teilung Deutschlands war vollzogen; die Teilung Berlins schritt voran.

Horst Symanowski war während des Zweiten Weltkrieges nach schwerer Verwundung im Auftrag der Gossner Mission und der Beken- nenden Kirche unterwegs – räum- lich zwischen Berlin und Ostpreu-

ßen, geistlich zwischen Kirchenkampf und

dem Aufbau einer „Kirche für Andere“, die nach dem Ende der Nazi-Diktatur und dem sich andeutenden Ende der Volks- kirche aufgebaut werden sollte. Willibald Jacob wird Kate- chet, später „Prediger“, Pfarrer und Doktor der Theologie.

Von den Großeltern bis zu seinen Enkeln spannt Jacob den Bericht über sein Leben (Teil I endet 1966). Hier wären ein Übersichtsplan (Stammbaum) und ein Namensverzeich- nis hilfreich gewesen. Vom Kind im von Bomben bedrohten (noch) ländlichen Berlin-Weißensee zum Jugendlichen in den Trümmern der gescheiterten Reichshauptstadt und zum jun- gen Erwachsenen in einem „sozialistischen“ Staat. Im Dienst der christlichen Gemeinde und der sich neu formierenden Gesellschaft sucht und geht er seinen Weg. Immer in Ver- bindung – und oft im Widerspruch – mit und zu der Gossner Mission in Ost- und West-Berlin und in Mainz versucht Jacob, das Evangelium „in neuer Form“ in einer sich rasant wandeln- den Gesellschaft mit Gemeinde „in neuer Form“ zu leben. Seit über 30 Jahren ist Jacob zudem mit Indien verbunden. Sein Buch zu lesen ist mühsam – aber lohnend. Wird er noch Teil II über das nächste halbe Jahrhundert fertig schreiben können?

Ernst Gottfried Buntrock



IMPRESSUM

Die Zeitschrift »Gossner Info« erscheint viermal pro Jahr. Auflage: 6100 Exemplare.

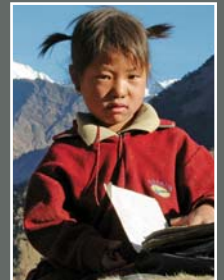
Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 31.03.2014

Redaktion:
Jutta Klimmt
Layout: Jutta Klimmt,
Henrik Weinhold
Satz:
Henrik Weinhold
www.webundprint.com
Druck:

Bonifatius-Druckerei
33042 Paderborn
Herausgeber:
Gossner Mission
Georgenkirchstr. 69-70
10249 Berlin
Tel.: (0 30) 2 43 44 57 50
Fax: (0 30) 2 43 44 57 52
mail@gossner-mission.de
www.gossner-mission.de

Bankverbindung:
EDG Kiel (Filiale Berlin)
BLZ 210 602 37, Konto 139 300
IBAN DE71 2106 0237 0000 1393 00
BIC GENO DEF1 EDG

Titelfoto:
Ein Mädchen in Nepal. Seit 60 Jahren kämpft die United Mis- sion für eine bessere Zu- kunft. Mehr: Seite 12





HIER
KÖNNEN SIE
HELFFEN!

Neue Betten für Amgaon!

„Das Klima ist mörderisch, die Gegend trostlos ...“ So beschreibt Missionar Helmuth Borutta die Region Amgaon, in der 1954 das „Dschungelkrankenhaus“ erbaut wurde. Es ist in die Jahre gekommen...

Massive Risse in den Gebäudewänden, wackelige Dächer, die Küche und der Speiseraum völlig veraltet. Manche Neuerung kann mit eigenen Mitteln umgesetzt werden. So fand vor einigen Wochen in Amgaon ein erstes Jugendworkcamp statt. Die jungen Leute strichen Wände und reparierten Wasserleitungen. Weitere Camps sind für den Sommer geplant.

Gebraucht werden aber auch Ersatzteile für den Generator, Betriebsmittel für den Ambulanzwagen, neue Bettgestelle, Matratzen und Bettzeug. Auch müssen Wasserrohre, Elektroleitungen und Wandfarbe gekauft werden. Und nicht zuletzt medizinische Verbrauchsmittel wie Spritzen, Verbände, Desinfektionsmittel.

Amgaon hat in seinen 60 Jahren unendlich vielen Menschen geholfen! Nun braucht das kleine Hospital selbst Hilfe, damit es weiterhin helfen kann. Bitte helfen Sie mit!

Unser Spendenkonto:
Gossner Mission
EDG Kiel, BLZ 210 602 37
Konto 139 300
IBAN DE71 2106 0237 0000
1393 00
BIC GENO DEF1 EDG
Kennwort: Amgaon

